



AMÉLIE
WEN ZHAO

SONG OF SILVER

Das verbotene
Siegel

arsEdition

夜
曲
焰
银

Song of Silver
Das verbotene Siegel

Amélie Wen Zhao

SONG OF SILVER

Das verbotene Siegel

银夜
曲焰

Aus dem Englischen von Alexandra Ernst

arsEdition



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Du möchtest noch
mehr von uns
kennenlernen?



Text copyright © Amélie Wen Zhao, 2023

Cover copyright © Penguin Random House LLC, 2023

Cover art copyright © Sija Hong, 2023

Titel der Originalausgabe: Song of Silver, Flame Like Night

Die Originalausgabe ist 2023 bei Delacorte Press

(Penguin Random House LLC), New York, erschienen.

© 2024 arsEdition GmbH, Friedrichstraße 9, D-80801 München

Alle Rechte vorbehalten

© Text: Amélie Wen Zhao

Übersetzung: Alexandra Ernst

Lektorat: Jana Ronte

Covergestaltung: Grafisches Atelier arsEdition,

unter Verwendung der Illustration von Sija Hong

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-8458-5689-6

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

www.arsedition.de





*Für meine Eltern, meine Großeltern
und ihre Eltern und Großeltern*



Chronik

Die Ära der Clankriege

Vor dem Zyklus O

Etwa 500 Zyklen lang kämpfen die neunundneunzig Clans gegeneinander, um ihre Ländereien zu beschützen. Einige der stärksten Clans überleben und bringen mächtige Herrscher hervor – vor allem der Mansor-Clan aus der Nördlichen Steppe und der Söng-Clan aus den Südlichen Tälern – während die anderen Clans zu Vasallen werden.

Das Erste Kaiserreich

Zyklus O – 591

Die herrschenden Clans errichten mächtige Höfe. Ihre Anführer nehmen den Titel »König« an, um ihre Macht zu festigen. Es kommt immer wieder zu Gebietsstreitigkeiten, aber an der Machtverteilung der herrschenden Clans ändert sich in dieser Zeit kaum etwas.

Gegen Ende dieser Ära erklärt General Zhào Jüng aus dem mächtigen, im Landesinneren gelegenen Hin-Königreich den anderen regierenden Clans den Krieg, um sie zu einem einzigen, einheitlichen Kaiserreich der Hin zu vereinigen. Gemeinsam mit seinen Vasallen wehrt sich der Mansor-Clan mit allen Kräften gegen diese Pläne, muss aber herbe Verluste einstecken. Der Söng-Clan ergibt sich und seine Mitglieder werden die Ratgeber der zukünftigen Kaiser. General Zhào wird Jin, der Erste Kaiser.

Das Mittlere Kaiserreich

Zyklus 591 – 1344

Die Einigung der vormals gegnerischen stärksten Clans leitet eine Ära der Stabilität ein, in der Kaiser Jin – der Erste Kaiser – und seine Familie Maßnahmen ergreifen, um die wirtschaftliche Entwicklung des neu gegründe-

ten Mittleren Kaiserreichs voranzutreiben. Von ihnen wird auch die *Ordnung der Magie* festgelegt, um alle Handlungen dieser Art im Mittleren Kaiserreich zu vereinheitlichen und die Macht der eroberten Clans zu begrenzen. Während dieser Ära werden alle Aufstände rebellischer Clans von der kaiserlichen Armee im Keim erstickt.

Am Ende dieser Ära wächst in Kaiser Yán'lóng, dem Drachenkaiser, die paranoide Furcht vor einem möglichen Aufstand des Mansor-Clans. Er ist der Meinung, dass Kaiser Jins Politik, die den neunundneunzig Clans gestattet, ihre Ländereien, ihre Kultur und ihre Identität zu behalten, eine Rebellion auslösen wird. Schwach, gierig und aus Angst vor einem Machtverlust, bindet er den Rubinroten Phönix, den Dämonengott, der sich vor langer Zeit seiner Familie unterworfen hat und seitdem im Verborgenen schlummerte, und beginnt einen militärischen Feldzug – »das Gemetzel der neunundneunzig Köpfe«.

Der mansorische General Xan Tolürgin, der sich mit der Schwarzen Schildkröte, dem Dämonengott des Nordens, verbündet, führt den Gegenangriff an und wird dabei von ehemaligen Verbündeten des Clans unterstützt. Sie erleiden eine Niederlage und auf seiner wilden Flucht nach Norden zerstört Xan Tolürgin in seiner Wut Hin-Städte und massakriert Zivilisten. Bis heute ist unklar, wo sein Geist ruht – oder ob er überhaupt ruht.

Das Letzte Kaiserreich

Zyklus 1344 – 1424

Die neunundneunzig Clans sind fast vollständig ausgelöscht oder unterworfen und gezwungen, sich die Lebensweise der Hin anzueignen. Das Letzte Kaiserreich existiert nur achtzig Zyklen lang. Dann, im zweiunddreißigsten Zyklus der Qīng-Dynastie unter dem Leuchtenden Drachenkaiser Shuò'lóng, fallen die Elantiner in das Land ein.

Das Zeitalter der Elantiner

Jahr 1 (Zyklus 1424) bis heute



KAPITEL 1



Macht wird immer geborgt, niemals erschaffen.

Đào'zǐ, Buch der Ordnung (Klassiker der Tugenden), 1.1

Zeitalter der Elantiner, Zyklus 12

Der Schwarze Hafen, Haak'gong

Man hatte das Letzte Kaiserreich zwar in die Knie gezwungen, aber von hier aus bot es immer noch einen ziemlich prächtigen Anblick.

Lan setzte ihren Bambushut auf, während sich ihre Lippen vor Freude über die kühle Abendbrise, die durch die Strähnen ihrer seidigen schwarzen Haare fuhr, zu einem Lächeln verzogen. Schweiß benetzte ihren Hals, weil sie den ganzen Nachmittag lang auf dem Markt gestanden und Waren ausgerufen hatte, und ihr Rücken schmerzte von den Schlägen, die Madam Meng ihr verpasst hatte, weil sie aus der Küche im Teehaus kandierte Pflaumen stibitzt hatte.

Aber in seltenen Augenblicken wie diesem, wenn die Sonne reif und prall wie eine Mandarine über dem glitzernden Meer hing, erkannte man eine Schönheit in den Überresten eines besetzten Landes, die an zerbrochenes Glas erinnerte.

Haak'gong breitete sich vor ihr aus, ein Flickenteppich aus Gegenässtzen. Ketten mit roten Lampions führten von den nach oben gebogenen Dachtraufen der Tempel zu grauen Schindeldächern, bildeten ein Netz zwischen Pagoden und Innenhöfen, beleuchtet von dem Schein der Nachtbasare und Abendmärkte. Die Elantiner hatten die hoch gelegenen Hänge der Hügel außerhalb der Stadt besiedelt. Dort wachten ihre Gebäude aus Stein, Glas und Metall wie Götter über die Hin. Die Skyline war in eine gedämpfte Aura getaucht, die von ihrem alchemistischen Lampenlicht herrührte, das durch Buntglasfenster und gewölbte Marmortore schimmerte.

Lan verdrehte die Augen und wandte sich ab. Sie wusste, dass die Geschichten über Götter – egal welche – nichts weiter waren als ein riesiger Haufen gequirlte Scheiße. Auch wenn die Elantiner es niemals zugaben, waren sie nur aus einem Grund ins Letzte Kaiserreich eingefallen: wegen der kostbaren Rohstoffe. Schiffe voll mit Gewürzen, goldgelben Getreidekörnern und grünen Teeblättern, Truhen mit golddurchwirkten Seidenstoffen, Jade und Porzellan fuhren jeden Tag von Haak'gong aus in das Reich der Elantiner jenseits des Meeres des Himmlischen Leuchtens.

Und was übrig blieb, versickerte im Schwarzmarkt von Haak'gong.

Um diese Stunde war der Markt in vollem Gang. Händler brachten Juwelen von der Jade-Straße mit, die strahlten wie das Licht der Sonne, Gewürze, die nach Gegenden schmeckten, die Lan noch nie gesehen hatte, und Stoffe, die wie der Nachthimmel selbst glänzten. Haak'gongs Herzschlag war das Klinnen der Münzen, sein Lebensblut der stetige Handel, seine Knochen die hölzernen Buden der Märkte. Es war ein Ort des Überlebens.

Lan blieb am Rand des Marktes stehen. Sie zog ihren Döu'li,

ihren Bambushut, tief in die Stirn, falls sich irgendwelche elantinischen Offiziere herumtrieben. Für das, was sie vorhatte, konnte sie am Galgen landen, wie alle anderen Hin, die elantinische Gesetze brachen.

Mit einem verstohlenen Blick überquerte sie die Straße und machte sich auf den Weg in die Slums.

Hier endete die Illusion vom Glanz des Letzten Kaiserreichs und die Realität eines eroberten Landes begann. Hier versanken die kopfsteingepflasterten Straßen, die von den Elantinern nach der Eroberung sorgfältig angelegt worden waren, im Staub; die elegant renovierten Fassaden und glänzenden Glasfenster wichen verfallenen Gebäuden.

Das Handelshaus stand in einer heruntergekommenen Ecke, die billigen Holztüren zerkratzt und vom Alter ausgebleicht. Die Pfeifenster waren zwar mit Öl versiegelt, hingen aber trotzdem in der feuchten Luft des Südens durch. Eine Holzglocke bimmelte über ihrem Kopf, als Lan eintrat. Sie schloss die Tür und der Lärm der Außenwelt verstummte.

Im Haus war es schummrig, Staubflusen wirbelten in der späten Nachmittagssonne, die sich auf rissige Dielen und Regale ergoss, auf denen sich Schriftrollen, Folianten und Krimskram stapelten. Der ganze Laden sah aus wie ein altes Gemälde, das in der Sonne verblasst war. Es roch nach Tinte und feuchtem Holz.

Aber dies war Lans Lieblingsort. Er erinnerte sie an eine längst vergangene Zeit, eine längst vergangene Welt.

An ein Leben, das von den Seiten der Geschichtsbücher getilgt worden war.

Der alte Wei handelte mit den Waren, die vom Markt übrig blieben, nachdem die Elantiner sich die besten Stücke herausgepickt hatten. Wei kaufte sie in Massen zum Großhandelspreis ein und verkaufte sie mit einer geringen Gewinnspanne weiter. Das Warenhaus fiel den Inspektoren der Regierung nicht weiter auf, denn an

Gebrauchtwaren hatten die Kolonialherren kein Interesse – solange sie nicht aus Metall bestanden.

Aus diesem Grund war der Laden auch zu einem Umschlagplatz für Schmuggelware geworden. Die Waren, die der alte Wei in den Regalen und Vitrinen ausstellte, waren harmlos: Spulen mit Wolle, Hanf und Baumwolle, Gläser mit Sternanis und Lorbeerblättern, Rollen aus billigem Papier, das aus getrockneter und zerstoßener Rinde gemacht war. Aber Lan wusste, dass irgendwo in einer Nische etwas für sie versteckt lag.

Etwas, das sie das Leben kosten konnte.

»Alter Wei«, rief sie. »Ich habe deine Nachricht bekommen.«

Einen Moment lang herrschte Stille. Dann: »Höre ich da deine Silberglockenstimme? Bist du gekommen, um mir wieder Ärger zu machen?«

Der alte Händler kündigte sich mit schlurfenden Schritten und einem rauen Husten an. Wei war einstmais Lehrer in einer Küstenstadt im Nordosten gewesen, bevor man vor zwölf Zyklen während der elantinischen Eroberung seine Familie umbrachte und er alles verlor. Er floh nach Haak'gong und nutzte seine Gelehrsamkeit, um im Handelswesen Fuß zu fassen. Der ständige Hunger hatte ihn zu einem Stock abmagern lassen und die feuchte Luft von Haak'gong hatte ihm einen hartnäckigen Husten beschert. Mehr wusste Lan nicht von seinem Leben. Sie kannte nicht einmal seinen wahren Namen, der nach dem elantinischen Gesetz verboten und auf eine einzige Silbe reduziert worden war.

Lan warf ihm unter ihrem Döu'li ein süßes Lächeln zu. »Ärger?«, wiederholte sie und ahmte seinen nördlichen Zungenschlag nach, dessen Töne härter und rollender waren, verglichen mit den helleren, singenden Klängen des Südens, an die sie sich gewöhnt hatte. Aber sowohl das eine wie auch das andere war in diesen Tagen zur Seltenheit geworden. »Wann habe ich dir jemals Ärger gemacht, alter Wei?«

Er grunzte und warf ihr einen abschätzenden Blick zu. »Na, Freude hast du mir auch noch nie bereitet. Und trotzdem lasse ich dich immer wieder eintreten.«

Sie streckte ihm die Zunge heraus. »Muss an meinem Charme liegen.«

»Ha!«, sagte er, wobei er das Wort durch eine dicke Schicht Schleim stoßen musste. »Jeder Gott, der herschaut, würde erkennen, was sich unter diesem Charme verbirgt.«

»Es schauen keine Götter her.«

Das war ein Thema, über das sie oft mit ihm diskutierte. Der alte Wei war ein beharrlicher Anhänger sämtlicher Götter der Hinganz besonders seines Lieblings, dem Gott des Reichtums. Der alte Wei erzählte Lan immer wieder, dass er in seiner Kindheit unentwegt zum Gott des Reichtums gebetet hatte. Und Lan erwiderte dann, dass der Gott des Reichtums einen schrägen Sinn für Humor haben musste, wenn er Weis Gebete mit einem heruntergekommenen Hehlerladen belohnte.

»Es gibt sie«, erklärte der alte Wei. Lan hob die Augen zum Himmel und sprach stumm seine Worte mit – Worte, die sie schon hundertmal gehört hatte: »Es gibt alte Götter und neue Götter, freundliche Götter und hinterhältige Götter – und am mächtigsten von allen sind die vier Dämonengötter.«

Lan glaubte nicht daran, dass ihr Schicksal in den Händen von irgendwelchen unsichtbaren alten Langweilern im Himmel lag – egal, wie mächtig sie angeblich waren. »Ganz wie du meinst, alter Wei«, sagte sie, stützte die Ellbogen auf dem Tresen auf und legte das Kinn in die Handflächen.

Der alte Mann keuchte ein paarmal und fragte dann: »Warst du wieder auf dem Markt? Was denn, kriegst du im Teehaus nicht genug zu essen?«

Sie kannten beide die Antwort: Madam Mengs Teehaus war wie eine Glasmenagerie und ihre Singmädchen waren ihre prächtig-

ten Ausstellungsstücke. Sie wurden so gut genährt, dass sie nicht abmagerten, aber nicht so gut, um ihre Bäuche vollends zu füllen und – die Götter mögen es verhindern! – sie faul oder fett wurden.

»Mir gefällt es dort«, sagte Lan, und das entsprach der Wahrheit. Da draußen, wenn sie inmitten der anderen Händler ihre Waren anpries und die Münzen, die sie verdiente, in ihre eigene Tasche stecken konnte, hatte sie das Gefühl, ihr Leben ein Stück weit unter Kontrolle zu haben. Sie schmeckte einen Hauch von Freiheit und freiem Willen, wenn auch nur für kurze Zeit. »Außerdem«, setzte sie honigsüß hinzu, »kann ich dich dann besuchen.«

Er warf ihr einen scharfen Blick zu, schnalzte mit der Zunge und drohte ihr mit dem Finger. »Deine Süßholzraspelei zieht bei mir nicht, Yā'tou«, sagte er und bückte sich zu den Glasschränken hinter dem Tresen.

Yā'tou. Mädchen. So nannte er sie, seit er sie gefunden hatte, ein abgerissenes Waisenkind, das in den Straßen von Haak'gong bettelte. Er hatte sie an den einzigen Ort gebracht, wo ein Mädchen ohne Namen und ohne Reputation willkommen war: Madam Mengs Teehaus. Lan hatte einen Vertrag unterschrieben, den sie kaum entziffern konnte und der sich immer weiter zu verlängern schien, je härter sie arbeitete.

Aber letztendlich hatte er ihr damit das Leben gerettet. Dank ihm hatte sie Arbeit und ein Dach über dem Kopf. Ein solches Maß an Freundlichkeit war selten in diesen Zeiten.

Sie grinste den säuerlich blickenden alten Mann an. »So was würde ich doch nie wagen.«

Das Grunzen des alten Wei mündete in einem Hustenanfall und Lans Lächeln verblasste. Die Winter hier im Süden besaßen nicht die beißende Kälte des Nordostens, wo sie aufgewachsen war. Stattdessen brachte er eine kalte Feuchtigkeit mit, die bis in die Knochen und Gelenke drang, bis tief in die Lungen, wo sie ihr übles Werk tat.

Sie blickte sich in dem abgehälferten alten Laden um und sah, dass die Regale voller waren als üblich. Heute Abend, einen Tag vor dem großen Fest, mit dem der zwölften Zyklus der elantinischen Eroberung gefeiert werden sollte, hatten die Sicherheitskräfte den Ring um Haak'gong enger gezogen, und mit das Erste, worum die Menschen in einer solchen Situation einen großen Bogen machten, war ein Geschäft mit illegalen Waren. Auch Lan konnte es sich nicht leisten, lange hier zu verweilen: In kürzester Zeit würde es in den Straßen von elantinischen Patrouillen nur so wimmeln, und wenn sie ein einsames Singmädchen aufgriffen, steckte sie in ernsten Schwierigkeiten.

»Machen die Lungen wieder Probleme, alter Mann?«, fragte sie und fuhr mit dem Finger über eine kleine Drachenfigur aus Buntglas auf dem Tresen – vermutlich hochgeschätzte Ware aus einem Land am anderen Ende der Jade-Straße jenseits der großen Wüste von Emara. Die Hin kannten Glas erst seit dem Mittleren Kaiserreich, als Kaiser Jin – genannt »der Goldene« – offizielle Handelsrouten bis in den entfernten Westen zu den sagenumwobenen Wüsten Masyriens einrichtete.

»Ach ja«, sagte der alte Wei und verzog das Gesicht. Aus seinem Ärmel zog er etwas, das früher einmal ein prächtiges Seidentuch gewesen war, und betupfte damit seinen Mund. Das Tuch war klatschnass und völlig verdreckt. »Die Preise für Ginseng sind in die Höhe geschossen, seit die elantinischen Scheißer von seinen Heilkräften erfahren haben. Aber ich plage mich schon mein Leben lang mit diesem Körper herum und noch bin ich nicht tot. Nichts, worüber man sich Sorgen machen müsste.«

Lan trommelte mit den Fingern auf der Holzplatte des Tresens, die von der Berührung unzähliger Hände glatt poliert war. In einem besetzten Land durfte man kein Mitgefühl zeigen, nur so konnte man überleben. Alle Hin, denen man begegnete, wussten traurige Geschichten zu erzählen: von abgeschlachteten Fami-

lien, geplünderten oder zerstörten Häusern. Wenn Lan Mitgefühl zeigte, würde ihre überlebenswichtige Rüstung Risse bekommen.

Stattdessen stellte Lan einfach die Frage, die ihr schon den ganzen Tag lang nicht aus dem Kopf ging. »Also, was hast du für mich?«

Der alte Wei schenkte ihr ein Zahnlücken-Lächeln und beugte sich hinter den Tresen. Lans Puls fing an zu rasen und instinktiv drückte sie ihre Finger an die Innenseite ihres linken Handgelenks.

Eingeprägt in Haut, Fleisch, Sehnen und Blut befand sich dort eine Narbe, die nur sie allein sehen konnte: ein vollkommener Kreis, der ein Schriftzeichen in Form eines ihr unbekannten Hin-Wortes einrahmte: schwungvolle Linien, die wie eine perfekte Blume geformt waren, wie Blüte, Blätter und Stängel.

Achtzehn Zyklen dauerte ihr Leben bislang, und zwölf davon hatte sie auf der Suche nach diesem Schriftzeichen verbracht, dem einzigen Hinweis auf ihre Vergangenheit, auf das Erbe ihrer Mutter, das diese ihr vor ihrem Tod hinterlassen hatte. Bis zum heutigen Tag konnte sie die sengende Hitze der Finger ihrer Mutter auf ihren Armen fühlen, sah das blutrote Loch in Mamas Brust, während die Welt in gleißendem Weiß explodierte. Die kostbaren Lackmöbel des Arbeitszimmers färbten sich rot von Blut, in der Luft lag der stechende Gestank nach verbranntem Metall... und nach etwas anderem. Etwas Uraltem, etwas Unmöglichem.

»Also, das hier wird dir bestimmt gefallen.«

Sie blinzelte, und die Bilder lösten sich vor ihrem inneren Auge auf, als der alte Wei von den staubigen Regalen zurückkehrte und eine Schrifttrolle vor sie auf den Tresen legte. Lan hielt den Atem an, während sie danach griff.

Es war ein abgewetztes Stück Pergament, aber ein einziger Blick genügte, und sie wusste, dass das Material anders war als die billigen Papiere aus Lumpen oder Hanf oder alten Netzen. Dies hier war echtes Pergament – vielleicht Kalbsleder. Die Oberfläche war glatt, die Ecken schwarz angesengt und fleckig vom Alter. Sie

kannte dieses Gefühl unter ihren Fingern genau, kannte es aus einer anderen Welt.

Auf dem abgewetzten Pergament konnte Lan noch die Pracht einstiger Tage erkennen. Ihre Augen glitten über die Zeichnungen der vier Dämonengötter in den Ecken der Seite, die kaum noch sichtbar waren, aber dennoch präsent: Drache, Phönix, Tiger und Schildröte, die alle – eingefroren in der Zeit – in die Mitte der Schriftrolle blickten. Wirbelnde gemalte Wolken verzierten den oberen und den unteren Rand. Und dann ... dort, genau in der Mitte, eingerahmt von einem fast perfekten Kreis: ein einzelnes Hin-Schriftzeichen, unvergleichlich ausbalanciert. Ihr Herz machte einen Satz, als sie sich darüberbeugte und kaum zu atmen wagte.

»Dachte ich mir doch, dass dich das nicht kaltlässt«, sagte der alte Wei. Er beobachtete sie aufmerksam und in seinen Augen glitzerte die freudige Erwartung eines lohnenswerten Handels. »Warte, bis du hörst, wo ich es her habe.«

Sie achtete kaum auf ihn. Ihr Puls donnerte in ihren Ohren, während sie mit dem Finger die Linien des Schriftzeichens nachfuhr und es mit demjenigen auf ihrem Handgelenk verglich, das sie auch noch im Traum erkannt hätte.

Ihre Erregung verflog, als ihr Finger auf einer Linie stockte. Nein ... *nein*. Die Linie war zu kurz, und dort fehlte ein Punkt, eine Schräge war nicht im richtigen Winkel ... Winzige Details, aber trotzdem ...

Falsch.

Sie sackte in sich zusammen und seufzte. Ohne nachzudenken, drehte sie das Handgelenk um und strich mit dem Finger über den Kreis, der das Schriftzeichen umrahmte.

Und da geschah es.

Die Luft im Laden veränderte sich, und sie fühlte sich, als ob etwas in ihrem Inneren an seinen Platz gerückt wäre – eine unsicht-

bare Energie strömte aus ihren Fingerspitzen heraus in den Laden. Wie ein statischer Schock im Winter.

Im Bruchteil einer Sekunde war es verschwunden, so schnell, dass sie es sich wohl bloß eingebildet hatte. Als sie wieder blinzelte, merkte sie, dass der alte Wei sie immer noch aufmerksam musterte, die Lippen geschrückt. »Nun?«, fragte er eifrig und beugte sich vor.

Er hatte es also nicht gefühlt. Lan legte ihre Fingerspitzen an die Schläfen. Es war gar nichts gewesen, nur ein kurzer Moment, in dem ihre Konzentration abgeglitten war, ein Streich, den ihre Nerven ihr gespielt hatten, wahrscheinlich aus Hunger und Erschöpfung. »Es ist ein bisschen anders«, erwiderte sie und schob die vertraute Enttäuschung beiseite, die sich in ihrem Magen zusammengeballt hatte.

Das Zeichen war fast richtig – und dennoch falsch.

»Also nicht das, wonach du suchst«, konstatierte der alte Wei und räusperte sich. »Aber ich denke, es ist ein Anfang. Sieh her, die Silbenschrift scheint auf die gleiche Art zusammengesetzt zu sein wie bei dir, mit diesen Bögen und Punkten – aber was mich wirklich gefesselt hat, ist der äußere Kreis.« Er tippte mit zwei schwieligen Fingern auf das Pergament. »Bei allen Zeichen, die wir bisher gesehen haben, hatte der Kreis nur dekorative Funktion. Aber siehst du, wie diese Striche hier in den Kreis übergehen? Sie verbinden sich miteinander – ein deutlicher Anfang und ein Ende.«

Sie ließ ihn weiterreden, aber in ihrem Geist breitete sich die ernüchternde Erkenntnis aus, dass sie vielleicht nie verstehen würde, was an jenem Tag passiert war, als ihre Mutter starb und das Letzte Kaiserreich fiel. Dass sie niemals erfahren würde, wie es möglich war, dass ihre Mutter zitternd und blutüberströmt die Hand ausstrecken und mit ihren bloßen Fingern etwas in Lans Handgelenk *einbrennen* konnte. Etwas, das auch nach all diesen Zyklen noch da war, ein Zeichen, das nur Lan sehen konnte.

Eine Erinnerung, die zwischen Traum und Fantasie existierte –

der kleinste Funke Hoffnung auf das, was eigentlich nicht möglich sein sollte.

»...hörst du mir überhaupt zu?«

Lan blinzelte. Die Vergangenheit löste sich in Rauch auf.

Der alte Wei warf ihr einen bösen Blick zu. »Wie ich eben schon sagte«, knurrte er mit der Empörung eines Lehrers, der von seinen Schülern ignoriert wurde, »stammt dies aus dem Bücherhaus eines alten Tempels und – wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf – von einer der Hundert Schulen der Magie. Ich weiß, dass früher diejenigen, die der Magie kundig waren, in einer eigenen Schrift geschrieben haben.«

Ihr Atem stockte, als sie das Wort hörte. *Magie*.

Lans Mund verzog sich zu einem Lächeln, und sie schob ihren Oberkörper vor, sodass ihre Ellbogen auf dem Tresen lagen. »Aber sicher, die Magier haben das geschrieben, zusammen mit dem Yāo'móguǐ'guài, für das sie ihre Seelen verkauften«, sagte sie und das Gesicht des alten Mannes fiel in sich zusammen.

»Wenn man über Dämonen spricht, werden sie kommen!«, zischte er und schaute sich um, als ob er Angst hätte, dass einer hinter dem Schrank mit den getrockneten Goji-Beeren hervorspringen würde. »Lege keinen Fluch über mein Haus mit solchen unheilvollen Worten!«

Lan verdrehte die Augen. In der ländlichen Gegend, aus der Wei stammte, war der Aberglaube noch stärker vertreten als in den Städten. Geschichten von Untoten, die Dörfer in den Kiefernwäldern und Bambusdickichten heimsuchten, von Dämonen, die nachts die Seelen der Babys verschlangen.

Solche Geschichten hätten Lan vielleicht früher einmal einen Schauer über den Rücken gejagt und sie hätte die Schatten gemieden. Aber jetzt wusste sie, dass es Schlimmeres zu fürchten gab.

»Das ist alles nur Aberglaube, alter Wei«, sagte sie.

Der alte Mann beugte sich vor, nah genug, dass sie die Teeflecken

auf seinen Zähnen sehen konnte. »Der Drachenkaiser hat solche Geschichten zwar verboten, als er das Letzte Kaiserreich gründete, aber ich erinnere mich an die Erzählungen, die von den Großvätern meines Großvaters stammen. Ich habe Geschichten von alten Orden gehört, die Magie und Kampfkünste lehrten, die auf den Flüssen und Seen des Ersten und Mittleren Kaiserreichs wandelten, die das Böse bekämpften und der Welt Gerechtigkeit brachten. Selbst als die Kaiser des Mittleren Reiches versuchten, die Magie zu kontrollieren, ließen sich ihre Spuren überall im Land nicht leugnen. Bücher, geschrieben in unleserlichen Schriftzeichen, Tempel und geheime Kammern mit Schätzen und Artefakten mit unerklärlichen Eigenschaften – die Ausübung von Magie ist seit jeher tief in unserer Geschichte verwurzelt, Ya'tou.«

Der alte Wei gehörte zu jenen Unbelehrbaren, die an die alten Mythen der Volkshelden – der Magier – glaubten, die einstmals über das Wasser gewandelt oder über Berge geflogen waren, die Magie vollbracht und Dämonen erschlagen hatten. Und vielleicht war das ja auch so gewesen – vor langer, langer Zeit.

»Und wo sind sie dann jetzt? Warum haben sie uns nicht gerettet vor ... dem hier?« Lan deutete zur Tür, hinter der die heruntergekommenen Straßen lagen. Als der alte Mann zögerte, presste sie die Lippen zusammen. »Selbst wenn es sie irgendwann einmal gegeben hat, ist das vermutlich eine Ewigkeit her. Welche Helden und Magier du auch anbetest, sie sind alle tot.« Ihre Stimme wurde weicher. »Für uns sind keine Helden mehr übrig geblieben, alter Wei.«

Ihr Freund warf ihr einen durchdringenden Blick zu. »Glaubst du das wirklich?«, fragte er. »Dann sag mir doch, warum du jede Woche herkommst, auf der Suche nach einem seltsamen Schriftzeichen auf einer Narbe, die nur du sehen kannst?«

Seine Worte schnitten tief wie eine Klinge in Lans Herz und bohrten sich in den kleinen Funken dort, den sie nicht herausgelassen hatte, den sie nie herauszulassen wagte: dass – trotz allem,

was sie sich einredete – das, was sie an dem Tag erlebt hatte, als ihre Mutter starb, etwas wie ... Magie gewesen war.

Und die Narbe auf ihrem Handgelenk war der Hinweis, der einzige Hinweis auf die Wahrheit jenes Tages.

»Weil mir das die Hoffnung gibt, dass es da draußen noch etwas anderes für mich gibt. Etwas anderes als dieses Leben.« Die Staubflusen, die vor ihr in der Luft wirbelten, wurden von der untergehenden Sonne rot und orange gefärbt, wie die ersterbende Glut eines Feuers. Lan legte ihre Hand auf das Pergament. Vielleicht konnte sie durch die unerklärlichen Linien dieses Schriftzeichens irgendetwas in Erfahrung bringen. Noch nie in den vergangenen zwölf Zyklen war etwas ihrer Narbe so ähnlich gewesen wie dieses Schriftzeichen.

»Ich nehme sie«, sagte sie. »Ich nehme die Schriftrolle.«

Der alte Mann blinzelte. Damit hatte er nicht gerechnet. »Ah.« Er tippte auf das Pergament. »Aber sei vorsichtig, Yā'tou. Ich habe schon viele Geschichten über Zeichen gehört, die von dunklen, dämonischen Mächten erschaffen wurden. Was immer das auf deinem Handgelenk ist ... nun, hoffen wir einfach, dass dahinter eine gute Absicht steckt.«

»Aberglaube«, wiederholte Lan.

»Jeder Aberglaube birgt in sich ein Körnchen Wahrheit«, erwiderte der alte Händler warnend und krümmte dann seine Finger. »Nun zur Bezahlung. Umsonst gibt's bei mir nichts. Ich muss schließlich Miete zahlen und Essen kaufen.«

Sie zögerte nur kurz. Dann beugte sich Lan über den Tresen, schob ein kleines Säckchen mit Kräuterpulver beiseite, das der alte Wei abgewogen hatte, und legte einen ausgefransten Hanfbeutel vor ihn hin, der mit einem Klinnen landete.

Die Hand des alten Mannes schoss vor und holte den Inhalt aus dem Beutel. Er machte große Augen.

»Bei den zehn Höllen, Yā'tou«, flüsterte er und zog die alte

Papierlampe näher. In ihrem Licht glänzte ein schlanker Silberlöffel, dessen Anblick ihr einen Stich versetzte.

Der Löffel war ihr kostbarster Fund; er war versehentlich mit dem zerbrochenen Geschirr des Teehauses in die Gasse dahinter geworfen worden. Sie hatte sich damit eigentlich einen oder zwei Monde früher aus ihrem Vertrag freikaufen wollen. Das Ding war ein kleines Vermögen wert, denn Metall – jedes Metall – war ein Relikt der Vergangenheit. Gleich nach der Eroberung hatten die Elantiner sich das Monopol auf jede Art von Metall des gesamten Letzten Kaiserreichs gesichert. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, selbst ein kleiner Silberlöffel war heutzutage eine Rarität. Die Elantiner waren nicht so weit gegangen, das Kaiserreich auch noch nach den letzten Besteckteilen zu durchsuchen. Vermutlich reichten ein paar Löffel, einige Münzen und kostbarer Schmuck nicht aus, um Waffen zu schmieden, mit denen eine Revolution angezettelt werden könnte.

Lan wusste, wohin all das Metall wanderte: zu den elantinischen Hexern. Man behauptete, dass sie durch das Metall ihre magischen Kräfte kanalisierten. »Metall-Mirakel« nannten das die Hin. Das konnte sich Lan vorstellen. Sie hatte mit eigenen Augen die entsetzliche Macht erlebt, die sie besaßen. Sie hatten das Letzte Kaiserreich mit bloßen Händen unterworfen.

Sie hatten ihre Mutter getötet, ohne sie überhaupt zu berühren.
»Ich konnte den Löffel nicht verkaufen«, log Lan. »Niemand will heutzutage noch etwas mit Metall zu tun haben, und ich kriege doch nur Schwierigkeiten, wenn mich ein elantinischer Offizier damit erwischt. Von Madam Meng ganz zu schweigen: Sie häutet mich bei lebendigem Leib, wenn sie herausfindet, dass ich ihn genommen habe. Tausche ihn gegen etwas Ginseng für deine Lungen ein, hörst du? Dein Geröchel tut mir in den Ohren weh.«

»Sicher«, sagte der alte Wei langsam, der immer noch den Silberlöffel bestaunte, als wäre er aus Jade. Der Rest ihrer angebotenen

Bezahlung – ein Säckchen mit zehn Kupfermünzen, die sie heute auf dem Markt verdient hatte – lag noch unberührt auf dem Tresen. »Metall zu besitzen, kann heutzutage gefährlich sein ... lass den Löffel besser hier ...« Plötzlich wurde sein Blick wieder scharf und er verzog den Mund zu einem breiten Grinsen. Er beugte sich zu ihr und flüsterte: »Ich glaube, das nächste Mal habe ich etwas wirklich Gutes für dich. Eine Quelle von mir hat mich mit einem Hin-Hofhund bekannt gemacht und er handelt mit ...«

Der alte Mann verstummte und hielt für einen kurzen Moment den Atem an. Sein Blick wanderte hinter Lan zu den Fensterläden aus Papier, die er geöffnet hatte, um die abendliche Brise einzulassen. »Engel«, zischte er, wobei er sich der elantinischen Sprache bediente.

Das Wort jagte einen nadelspiten Schrecken durch ihre Adern. »Engel« war die Abkürzung für »Weiße Engel«, eine Bezeichnung, die sich die elantinischen Soldaten selbst gegeben hatten.

Lan wirbelte herum. Dort, eingerahmt von den Schaufenstern des alten Ladens, erhaschte sie den Blick auf etwas, das ihr die Galle in den Mund steigen ließ. Ein Aufblitzen von Silber, das Schimmern eines weißgoldenen Emblems mit Krone und Flügeln, eine Rüstung von der Farbe des Wintereises.

Ihr blieb keine Zeit zum Nachdenken. Sie musste handeln.

Lan warf Wei einen ängstlichen Blick zu, aber das Gesicht des alten Mannes hatte einen harten Ausdruck angenommen. Sein Mund war zu einer energischen Linie verzogen. Er schnappte ihre Hand, die nach der Schriftrolle greifen wollte. »Lass sie hier, Yā'tou. Sie dürfen dich am Abend vor der Feier des Zwölften Zyklus nicht damit erwischen. Komm wieder, wenn es sicher ist. Jetzt geh!« Im nächsten Augenblick waren die Rolle und der Löffel verschwunden.

Sie zog ihren Dōu'li tief in die Stirn, gerade als die Glocke über dem Eingang ertönte, ein Klang, der jetzt scharf und voller Bosheit war.

Die Luft verdichtete sich. Lange, dunkle Schatten fielen auf den Boden.

Lan ging zur Tür. Sie war froh, ein Duāndā aus grobem Hanf zu tragen, ein locker sitzendes, billiges Kleidungsstück, das ihre Figur verbarg. Während ihrer vielen Zyklen im Teehaus hatte sie erlebt, was Elantiner Hin-Mädchen antun konnten.

»Die vier Götter mögen dich segnen«, hörte sie den alten Wei zum Abschied murmeln. Es war ein alter Hin-Gruß, der auf dem Glauben beruhte, dass die vier Dämonengötter über ihre Heimat und ihr Volk wachten.

Aber Lan wusste ohne den Hauch eines Zweifels, dass es in dieser Welt keine Götter gab.

Nur Monster in Gestalt von Männern.

Sie waren zu zweit. Bullige elantinische Soldaten in voller Rüstung. Ihre Schritte schepperten, als sie an ihr vorbeigingen. Instinktiv zuckte Lans Blick zu ihren Handgelenken – und sie atmete erleichtert aus. Dort war nichts, kein Glitzern von Metallreifen, die so eng anlagen, dass sie mit dem Fleisch zu verschmelzen schienen. Also keine Hände, die Feuer und Blut mit einem Fingerschnippen heraufbeschwören konnten.

Nur einfache Soldaten.

Einer von ihnen blieb stehen, als sie an ihm vorbeiging. Die Tür lag direkt vor ihr, ein kühler Abendwind streifte schon ihr Gesicht. Ihr Herz pochte wie das eines Kaninchens unter dem Blick eines Adlers.

Die Hand des Engels schoss vor. Seine Finger umklammerten ihr Handgelenk.

Und der Same der Angst in ihrem Magen erblühte.

»Warte mal, Maximilian«, rief der Soldat. Mit seiner anderen Hand schnippte er den Rand des Dōu'lì nach oben. Lan starrte ihm in die Augen, die so grün waren wie ein junger Sommertag. Sie fragte sich, wie es einem Menschen gelingen konnte, diese Farbe so

grausam wirken zu lassen. Sein Gesicht war scharf geschnitten, wie die Marmorstatuen der geflügelten Gestalten, die über den Türen der elantinischen Häuser und Kirchen wachten: gut aussehend und ganz und gar unmenschlich. »Ich hätte nicht gedacht, dass ich an einem solchen Ort einen so prächtigen Floh finden würde.«

Sie hatte die Sprache der Elantiner gelernt – das war unabdingbar für ihre Arbeit im Teehaus –, und jedes Mal ließ der Klang ihr das Blut in den Adern gefrieren. Die Worte waren lang gezogen und rollend, so ganz anders als die scharfzüngige, libellenflüchtige Art der Hin-Sprache. Die Elantiner sprachen mit dem behäbigen, schleppenden Ton eines Volkes, das von der Macht berauscht war.

Lan stand ganz still. Sie wagte kaum zu atmen.

»Lass das Ding doch gehen, Donnaron«, rief sein Gefährte, der schon auf halbem Weg zum Tresen war, wo der alte Wei sich verbeugte und unterwürfig mit dem Kopf wackelte. »Wir sind im Dienst. Du kannst deinen Spaß haben, wenn die Schicht vorbei ist.«

Donnarons Blick schabte über Lans Gesicht, über ihren Hals und tiefer, und allein durch seine Augen fühlte sie sich, als hätte er ihr Gewalt angetan. Am liebsten hätte sie ihm diese jugendlichen grünen Augen ausgekratzt.

Der Engel schenkte ihr ein breites Grinsen. »Zu schade. Aber keine Sorge, meine hübsche kleine Blume. So leicht kommst du mir nicht davon.«

Der Druck um ihr Handgelenk verstärkte sich kurz, wie ein Versprechen – eine Drohung –, und dann ließ er sie los.

Lan stolperte vorwärts. Mit einem Fuß auf der Türschwelle, die Hände gegen den Türgriff gepresst, hielt sie inne.

Sie schaute zurück.

Der alte Wei stand klein zwischen den beiden hoch aufragenden Elantinern, nur ein Schatten in der untergehenden Sonne. Seine triefenden Augen zuckten zu ihr hin, nur für eine Sekunde, und sie sah, wie er kaum merklich den Kopf neigte. *Geh, Yā'tou.*

Sie stieß die Tür auf und rannte los, blieb erst stehen, als sie die steinerne Brüstung, die den Eingang zum Markt bildete, weit hinter sich gelassen hatte. Vor ihr erstreckte sich eine dunkle Weite, die Bucht der Südlichen Winde, und sie sah das blutrote Glitzern, mit dem die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Wellen küssten. Hier wehte der Wind scharf und salzig, rüttelte an den hölzernen Anlegern und pfiff über die alten Steinmauern von Haak'gong, als ob sie das ganze Land aufwecken wollten.

So frei zu sein und so mächtig – wie würde sich das anfühlen? Vielleicht würde sie es eines Tages erfahren, vielleicht würde sie eines Tages mehr tun können, als einem alten, kranken Mann einen Silberlöffel zu überlassen und wegzulaufen, wenn Gefahr drohte.

Sie hob das Gesicht dem Himmel entgegen und atmete tief durch, während sie ihr Handgelenk massierte, wo der Soldat sie gepackt hatte. Sie wünschte, sie könnte das Gefühl seiner Finger aus ihrer Erinnerung wischen. Heute war Wintersonnenwende, der Tag des Zwölften Zyklus der elantinischen Eroberung. Die höchsten Würdenträger der Elantiner versammelten sich für das Fest, und es war nur verständlich, dass die Regierung die Patrouillen in den größten Hin-Städten verstärkt hatte. Haak'gong war der südliche Außenposten der Elantiner, das Juwel des Handels der elantinischen Kolonien, nur übertroffen von der Himmlischen Stadt, Tiān'jīng – oder König-Alessander-Stadt, wie sie heute genannt wurde.

Der Zwölften Zyklus, dachte Lan. Götter, ist es schon so lange her?

Wenn sie die Augen schloss, sah sie klar und deutlich vor sich, wie ihre Welt geendet hatte.

Schnee, der wie Asche fällt.

Wind, der durch den Bambus seufzt.

Und das Lied einer hölzernen Laute, die ihren Klang in den Himmel webt.

Sie hatte einmal einen Namen gehabt. Ihre Mutter hatte sie

Liánér genannt, was Lotus bedeutete: die Blume, die im Schlamm erblühte, ein Licht in der dunkelsten aller Zeiten.

Ihren Namen hatten sie ihr genommen.

Sie hatte einmal ein Zuhause gehabt. Ein großes Atriumhaus – ein Haus mit einem Innenhof –, wo die hängenden Zweige grüner Trauerweiden tiefblaue Seen streiften, wo Kirschblüten die Wege aus Steinplatten bedeckten und sich Veranden der üppigen Natur zuwandten.

Auch das hatten sie ihr genommen.

Und sie hatte eine Mutter gehabt, die sie liebte, die ihr Geschichten erzählte, Sonette und Lieder beibrachte, die sie in Kalligrafie unterwies und ihre Hand sanft – Strich für Strich – über das Pergament führte. Die Finger ihrer Mutter umschlossen ihre, und ihre Hände umfassten ihre ganze Welt.

Sie hatten ihr die Mutter genommen.

In der Ferne ertönte das lang gezogene, dröhnende Schlagen der Abendglocken und durchschnitt ihre Erinnerung. Sie riss die Augen auf, und da war sie wieder – der leere, einsame Ozean, in dessen Weite widerhallte, was sie verloren hatte. Früher hätte sie vielleicht hier gestanden, am Abgrund ihrer Welt, und versucht, für alles eine Erklärung zu finden – wie alles so fürchterlich schief hatte gehen können, wie sie hier gelandet war mit nichts weiter als Fragmenten aus Erinnerungen und einer seltsamen Narbe, die niemand außer ihr sehen konnte.

Aber als der tiefe Klang der Glocke durch den Himmel zog, wurde sie von der Realität überrollt. Sie hatte Hunger, sie war müde und sie kam zu spät zur Abendvorstellung im Teehaus.

Aber die Schriftrolle war wirklich vielversprechend gewesen ... Wieder fuhr sie mit den Fingern über ihr linkes Handgelenk, wo sich jede Linie des fremdartigen, undefinierbaren Schriftzeichens unauslöschlich in ihren Geist eingebrennt hatte.

Nächstes Mal, dachte sie, genau wie sie es während der vergan-

genen elf Zyklen gedacht hatte. *Nächstes Mal finde ich die Botschaft, die du mir hinterlassen hast, Māma.*

Im Augenblick aber zog Lan wieder ihren Dōu'li tief in die Stirn und wischte sich den Staub von den Ärmeln.

Sie musste zum Teehaus zurück.

Sie musste ihren Vertrag abarbeiten.

Sie musste Elantiner bedienen.

In einem besetzten Land konnte man nur gewinnen, wenn man überlebte.

Ohne einen weiteren Blick zurück wandte sie sich den bunten Straßen von Haak'gong zu und stieg den Hügel hinauf.



KAPITEL 2



*Im Leben glüht das Qi und bewegt sich wie Yang;
im Tod erkaltet es und ist still wie Yin. Ein Körper mit
einem ruhelosen Qi weist auf eine ruhelose Seele hin.*

Chó Yin, Kaiserlicher Geisterbeschwörer, Klassiker des Todes

Der Laden war völlig zerstört, und in der Nachtruft lag der stechende Gestank nach einem Metall-Mirakel, nach der Magie der Elantiner.

Zen stand in den Schatten der verfallenen Häuser in einer Gasse von Haakgong und kämpfte mit dem Entsetzen über das Ausmaß der Zerstörung nur wenige Schritte vor ihm. Während der ersten Zyklen nach der Eroberung war ein solcher Anblick weder unerwartet noch ungewöhnlich gewesen, aber mit einer so deutlichen Zurschaustellung von Gewalt und Übermacht in dem sogenannten Kronjuwel des elantinischen Herrschaftsgebiets hatte er nicht

gerechnet. Er nahm diese Mahnung fast persönlich: Die Elantiner statuierten zu gerne ein Exempel an Hin-Verrätern und Rebellen und schrieben ihre Botschaft, dass es keine Hoffnung gab, dass Widerstand keinen Sinn hatte, in Blut und Knochen.

Zen hatte ihnen beinahe geglaubt.

Er zögerte nur kurz, ehe er die Handschuhe abstreifte. Die Luft war kühl an seinen Fingern, Wind und Feuchtigkeit strichen über seine Haut. Er spürte auch das Feuer der Kerzen, die hier in diesem Distrikt brannten – die Menschen waren zu arm, um sich das alchemistische Licht der Elantiner leisten zu können –, und die Erde, die seinen Füßen festen Halt gab; dazu das Metall und das Holz im Gerüst der Häuser dieser Straße.

Keine andere Störung in dem Fluss der Energie – dem Qi – in seiner Nähe.

Zen straffte die Schultern und trat auf die Straße hinaus. Mit drei langen Schritten stand er vor der Ladentür, deren altes, verrottetes Holz mühelos zerschlagen worden war. Die Abendglocken waren gerade verklungen, was bedeutete, dass die Feiern zum Zwölften Zyklus gleich beginnen würden. Die ranghöchsten Beamten des südlichen Außenpostens der Elantiner würden sich in dem vornehmsten Distrikt von Haak'gong versammeln, während Soldaten die Straßen durchstreiften.

Zen hatte vor ihnen nichts zu befürchten. In seinem langen schwarzen Caban-Mantel, der Tellermütze und diesen furchtbaren Halbstiefeln aus Lackleder sah er aus wie ein Hin-Händler im Dienst der Elantiner.

Die Einzigen, denen Zen aus dem Weg gehen musste, waren die Hexer.

Er schaute sich in der Gasse um, sah und spürte nichts und betrat den kleinen Laden.

Alles war voller Blut. Er spürte es, sobald die Strömungen des Qi ihn erreichten – Wasser und Metalle waren die Bestandteile des

Bluts, durchzogen von Yīn: die Seite des Qi, die Kälte, Dunkelheit, Zorn und Tod bedeutete. Der Gegensatz zu Yáng, das für Wärme, Licht, Freude und Leben stand.

Yīn und Yáng, die zwei Hälften von allem Qi, zwei Seiten einer Münze, die sich ständig veränderten, sich ständig ineinanderschoben in einem unendlichen Kreislauf der Balance. Wärme zu Kälte, Licht zu Dunkelheit ... und Leben zu Tod.

Problematisch wurde es erst, wenn das Ganze aus dem Gleichgewicht geriet.

Er bahnte sich seinen Weg durch die Trümmer: Holzsplitter von umgeworfenen Regalen, zerborstene Bodendielen, die das Fundament darunter freilegten. Er entdeckte einige Gegenstände in dem Chaos: ein Pinsel aus Pferdehaar mit zerbrochenem Griff, die zwei Hälften einer Drachenfigur, ein Fächer, gebogen wie ein Flügel. Gegenstände, die für die Hin eine Bedeutung hatten, von den Elantinern zerstört, ohne mit der Wimper zu zucken.

Zen atmete tief durch, um sich zu beruhigen, und wandte sich der Gestalt am Boden zu. Er betrachtete den Leichnam, dessen Glieder in seltsamen Winkeln vom Körper abstanden, der Mund vor Überraschung oder in hilflosem Flehen leicht geöffnet. Der Ladenbesitzer war ein alter Mann gewesen: Altersflecken sprankelten seine Stirn, weißes Haar glänzte im Mondlicht. Zen spürte eine ungesunde Nässe in den Lungen des Mannes – vermutlich eine Krankheit, die von der feuchten Luft des Südens herrührte.

Zen unterdrückte die Wut, die ihn zu überrollen drohte. Er klärte seinen Geist und rief sich die Lehre seines Meisters in Erinnerung. *Besänftige den Sturm deiner Gefühle. Auf einem aufgewühlten Ozean kann man nicht segeln.* Er musste den Leichnam lediglich als Hinweis betrachten, als ein Puzzle, das auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt werden wollte.

Alter Wei, dachte er und betrachtete den toten Mann mit nüchterner Genauigkeit. *Was ist geschehen?*

Der Ladenbesitzer war ein Kontaktmann, den Zen nach monatelanger Suche aufgetrieben hatte. Er hatte erfahren, dass der Mann mit Schmuggelware handelte – mit Gegenständen, die von den Elantinern verboten worden waren, und mit Wissen, das laut Gesetz nur Auserwählten vorbehalten war.

Zen war aus einem einzigen Grund hier: wegen des Handelsbuchs, in dem die Metalleinkäufe der Regierung verzeichnet waren – der Schlüssel zum Verständnis der elantinischen Truppenbewegungen. In den vergangenen zwölf Zyklen hatten die Eroberer die Zentralebene unbeachtet gelassen – eine riesige, wilde Region des Letzten Kaiserreichs – und stattdessen ihre Stützpunkte in den wichtigsten Handelszentren an der Ost- und Südküste ausgebaut.

Seit einigen Monaten hatte sich etwas verändert: Die typischen elantinischen Metallrüstungen waren in den Bambuswäldern gesichtet worden, in die sie tiefer als je zuvor vorgedrungen waren, und Truppen wurden in den südlichen Außenposten der Elantiner verlegt. Dies war der Grund für Zens Nachforschungen.

Und jetzt war sein Kontaktmann tot.

Er biss die Zähne zusammen und kämpfte gegen die Glut aus Zorn und Enttäuschung an. Eine so weite Reise, so viel kostbare Zeit – für nichts. Die Elantiner hatten nicht nur einen wertvollen Informanten beseitigt und dadurch ihn und seine Schule weit zurückgeworfen, sondern sie hatten auch – in den Augen der Hin – das schlimmste aller Verbrechen begangen: den Mord an einem Alten.

Plötzlich merkte er, dass an dem Geruch, den dieser Ort verströmte, etwas nicht stimmte. Elantinische Magie roch nach verbranntem Metall, weil die Hexer die alchemistische Macht von Metallen einsetzten, um ihre Zauber zu wirken. Aber unterschwellig nahm er noch etwas anderes wahr, ein schwaches Aroma. Etwas, das ihm beinahe vertraut war.

Zen griff in den schwarzen Seidenbeutel, den er stets an seinem Gürtel trug, und holte zwei Räucherstäbchen heraus. Er atmete

tiefe ein, legte seinen Zeigefinger auf die Spitzen der Stäbchen und malte damit das Siegel für Hitze in die Luft. Sein Finger bewegte sich schnell, geübt und präzise, wie der Pinsel eines Kalligrafen – nur dass kein gewöhnlicher Kalligraf das Zeichen, das er malte, verstanden hätte.

In dem Moment, in dem das Ende der kreisförmigen Linie auf ihren Anfang traf, spürte er, wie sich das Qi ringsum veränderte: Konzentriertes Feuer wirbelte in das leuchtende Siegel vor seinen Augen und entzündete sich an den Spitzen der Räucherstäbchen, die kurz rot aufleuchteten, ehe grauer Rauch sich emporkräuselte.

All dies geschah in einem einzigen Augenblick.

Zen hielt die Räucherstäbchen in Richtung des Leichnams, direkt über das Herz des alten Mannes.

Erst passierte nichts. Doch dann, in dem silbern flimmernden Licht des Mondes, das durch die zerrissenen Papierfenster fiel, änderte der Rauch seine Richtung. Statt stetig nach oben zu ziehen, glitt er auf Zen zu, wich von dem Leichnam zurück, als wollte er vor ihm ... *fliehen*.

Zen beugte sich vor und inhalte den Rauch. Er war warm und duftete nach Sandelholz und ganz leicht nach zerstoßenem Bambus. Aber darunter, wie ein Schatten, der sich an das Licht klammerte, hing ein merkwürdiger Geruch. Er war bitter und er hatte ihn fälschlicherweise für elantinische Magie gehalten.

Aber ... nein, diese Spur stammte nicht von einem königlich-elantinischen Hexer.

Langsam atmete Zen aus und musterte den Leichnam mit leichter Beunruhigung. Die Hin verbrannten Räucherwerk für ihre Toten, aber die Wurzel dieses Brauchs war schon vor langer Zeit in Vergessenheit geraten, getilgt von den Seiten der Geschichtsschreibung. Lange vor Beginn des Letzten Kaiserreichs, als der Drachenkaiser die Magie nur noch innerhalb der Grenzen seines Hofes erlaubte und alles darüber hinaus auslöschte, hatten die Ein-

geweihten Räucherwerk benutzt, um Yīn und Yáng zu unterscheiden. Yáng, die Energie der Sonne, der Hitze, des Lichts und des Lebens, zog Rauch an. Yīn, die Energie des Mondes, der Kälte und der Dunkelheit, des Todes, stieß ihn ab.

Bei den meisten Leichen war das Qi ausgeglichen, aber in dem Körper des alten Wei herrschte der Gestank von Yīn vor.

Obgleich die abergläubische Landbevölkerung anderer Meinung war, lag in der Yīn-Energie nichts Falsches. Sie war eine Notwendigkeit, die andere Seite der Medaille, aus der Qi gemacht war.

Problematisch wurde es erst dann, wenn die Yīn-Energie aus dem Gleichgewicht geriet.

Denn Yīn war auch die Energie des Übernatürlichen.

Mó, war Zens erster Gedanke. *Dämon*. Eine Seele, in der unfassbare Wut oder alles verschlingender Hass herrschte – also ein Übermaß an Yīn-Energie –, gepaart mit der Kraft einer unerledigten Pflicht, löste sich mit dem Tod nicht in das natürliche Qi der Welt auf. Stattdessen gärte sie und verwandelte sich in etwas Böses. Etwas Dämonisches.

Zens Magen verkrampte sich, als er nach dem Dolch griff, der in seinem Stiefel steckte. Er vermisste das Gewicht seines Jiàn, aber es war viel zu riskant, auf elantinischem Territorium ein Langschwert bei sich zu tragen, besonders jetzt, da es wegen der Festlichkeiten überall von Patrouillen nur so wimmelte. Außerdem war dieser Dolch – Sternenklinge – für den Kampf gegen Dämonen geschmiedet worden.

Der Gedanke, dass sich eine Seele in einen Dämon oder einen Ghoul verwandeln könnte, hier, mitten im südlichen Außenposten der Elantiner, kam ihm vollkommen absurd vor, fast lächerlich. Es wäre schon Ironie des Schicksals – und ein Ereignis, über das man noch über viele Generationen hinweg berichten würde –, wenn eine Horde von Dämonen sich mit den Elite-Generälen des Imperiums anlegen würde.

Aber so, wie die Hin nach der Eroberung allmählich aus ihrem eigenen Land verschwanden, so hatten sich auch die Geistwesen zurückgezogen.

Nein, der Verdacht, dass die Seele des alten Mannes sich zu etwas Dämonischem verzerren würde, kam ihm nicht richtig vor. Das Wesen eines Dämons – die Konzentration von Qi, die ihm Leben verlieh – brauchte Zyklen, wenn nicht sogar Jahrzehnte oder Jahrhunderte, um sich auszubilden. Außerdem bemerkte er einen leichten Unterschied, als er sich auf den Fluss der Energien ringsum konzentrierte: Das Yin, das er fühlte, hatte seinen Ursprung nicht in dem Leichnam, sondern hing eher über ihm, wie Parfümschwaden. Und als er jetzt seine Sinne weitete, fühlte er Spuren davon in der Luft, auf dem Boden, an der Tür, überall im Laden.

Zen riss die Augen auf. Die Fingerknöchel der Hand, die den Griff des Dolchs umklammerte, wurden weiß. Die Antwort auf dieses Rätsel war noch viel faszinierender und unheilvoller.

Jemand anderes hatte die Spur der Yin-Energie hinterlassen. Und in einer Welt, in der nur ausgebildete Magier Qi manipulieren konnten, fiel Zen nur eine Art von Magiern ein, die Qi einsetzen würden, das hauptsächlich aus Yin bestand: ein Dämonenbeschwörer. Jemand, der die verbotene Kunst der Magie nutzte, die sich aus den Energien eines Dämons nährte, der an seine Seele gebunden war.

Unmöglich.

Während der achthundert Zyklen des Mittleren Kaiserreichs war die Dämonenbeschwörung stark eingeschränkt worden, aber erst gegen Ende dieser Zeit wurde diese Kunst vollständig ausgeradiert. Kaiser Yán'lóng, der Drachenkaiser, hatte die letzten Dämonenbeschwörer des rebellierenden Mansor-Clans massakrieren lassen und so das Mittlere in das Letzte Kaiserreich übergeleitet: in eine Zeit des Friedens, ohne die Unruhen und Spannungen zwischen den neunundneunzig Clans und der kaiserlichen Hin-Regierung.

Die übrig gebliebenen Clans hatten sich unterworfen und dem kaiserlichen Hof die Treue geschworen; jene, die sich weigerten, waren nach und nach aufgespürt und ausgelöscht worden.

Das war nur achtzig Zyklen vor der elantinischen Eroberung gewesen.

Zen wich zurück, als hätte er sich verbrannt, und zerstörte das Siegel mit einer schnellen Bewegung seines Fingers. Die Spitzen der Räucherstäbchen erloschen zischend, und danach war sein hämmerndes Herz das einzige Geräusch, das die darauffolgende Stille füllte.

Eigentlich hatte er nach dem Handelsbuch suchen wollen, wegen dem er gekommen war, doch nun lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die Spuren dieses Qi.

Er fand eine weitere Konzentration davon: eine Schriftrolle, die platt gedrückt unter einer von Weis Händen lag. Er zog die Rolle hervor und entfaltete sie, wobei Staub und Splitter von der Außenseite herabregneten. Wieder schlug sein Herz schneller.

Auf dem Pergament befand sich ein Siegel, wahrscheinlich aus einem Buch über magische Praktiken abgeschrieben. Verblüfft betrachtete er es. Die Struktur war ausbalanciert, eine Mischung aus geraden Strichen und geschwungenen Bögen, die Hin-Schriftzeichen ähnelte, aber vollkommen anders zusammengesetzt war, umschlossen von einem Kreis. Und er musste sich eingestehen, dass dieses Zeichen ihm trotz all seiner Studien fremd war. Er drehte das Pergament um, doch die Rückseite war leer. Dann untersuchte er die Zeichnungen in den Ecken der Seite – die Darstellungen der vier Dämonengötter auf wirbelnden, farbenprächtigen Wolken.

Die Seite stammte aus keinem Buch, das er kannte, aber die eigentliche Frage war: Was hatte diese Schriftrolle hier zu suchen? Das Pergament, das in seinen Händen lag, schien sich zu einer ungeheuren Unmöglichkeit aufzublähen – zu etwas, das wider Erwarten durch die Risse von Zeit und durch das Wasser und

Feuer der jüngsten Vergangenheit geschlüpft war. Nachdem der Drachenkaiser den Mansor-Clan unterworfen und die Kapitulation der anderen Clans akzeptiert hatte, durften nach dem Gesetz Beschwörungen nur noch innerhalb des kaiserlichen Hofes stattfinden. Alles außerhalb davon musste vernichtet werden. Die Zerstörung der Hundert Schulen, die der Drachenkaiser bis auf die Grundmauern niederbrennen ließ, war niemals niedergeschrieben worden, wurde aber still und leise von Mund zu Mund von Magiern weitergegeben, die sich noch daran erinnerten.

Am Ende des Letzten Kaiserreichs war das Wissen um Magie und die Hundert Schulen aus den Köpfen der gewöhnlichen Menschen verschwunden. Das Volk hielt beides für nichts weiter als Legenden.

Dann waren die Elantiner gekommen und hatten die restlichen Hin-Tempel niedergebrannt und die Magier getötet, die dem Kaiser dienten, damit sich die Hin nie gegen sie erheben konnten. Die wenigen verbliebenen Schulen, in denen der Kaiser die Lehren der Magie geduldet hatte, waren innerhalb weniger Tage gefallen.

Alle, bis auf eine.

So behutsam, als wäre das Pergament mit Gold und Lapislazuli verziert, rollte Zen es wieder zusammen und steckte es in seinen schwarzen Seidenbeutel. Sein Handel mit Wei war bedeutungslos geworden. Der alte Ladenbesitzer hatte auf dem Schwarzmarkt verbreiten lassen, dass er nach Schriften aus den Hundert Schulen suchte; Zen seinerseits, der sich von dem Händler Informationen erhoffte, hatte ihn wissen lassen, dass er nach dem offiziellen elantinischen Handelsbuch für Metall suchte.

Besonders die kostbaren Metalle interessierten ihn.

Metalle, die von den elantinischen Königshexern gesammelt und benutzt wurden, um ihre Magie zu wirken.

Zen hatte nicht vorgehabt, dem alten Mann eine echte magische Schrift zu geben. Die wenigen Relikte, die aus den Ruinen der Hun-

dert Schulen gerettet worden waren, waren kostbarer als die edelste Jade.

Warum?, überlegte er, während er noch den Leichnam des alten Mannes betrachtete, den der Rauch umwaberte wie Schatten.

Warum wolltest du Schriftstücke über Magie haben?

Wichtiger noch: An wen hatte der Mann die Schriften verkauft wollen?

Zen hatte eine Vermutung: Es war dieselbe Person, die diese Spur aus Yīn-Energie hinterlassen hatte.

Zen fuhr mit der Hand über den schwarzen Seidenbeutel, in dem die Schrifttrolle sicher verwahrt war. Wenn er nur mit dem alten Mann sprechen könnte.

Es gab Magier, die in der Geisterbeschwörung viel erfahrener waren als er, und eine durchzuführen, barg die Gefahr, dass er zu viel Kraft verlor. Aber selbst wenn nicht, würde jede noch so kleine Störung der Energien die königlichen Hexer auf den Plan rufen, die ihn schneller einkreisen würden als Ameisen eine Honigdattel. Eine Geisterbeschwörung wäre so, als würde man ein Fass mit Schießpulver in die Luft jagen.

Und wenn Zen – ein überlebender Hin-Magier – in die Hände der Hexer des elantinischen Königshofs fallen würde, wäre ihm ein Schicksal schlimmer als der Tod sicher ... und darüber hinaus würde auch die Existenz der letzten Schule der Magier ans Licht kommen.

Er drehte die Räucherstäbchen zwischen den Fingern hin und her und wägte seine Möglichkeiten ab. Der Rauch log nicht: Irgendwo in dieser korrupten Stadt lief ein unberechenbarer Magier herum. Die Karten waren neu gemischt worden, und jetzt konzentrierte sich Zens ganzes Streben darauf, diese Person zu finden, zum einen, um sie und ihre Fähigkeiten nicht in die Hände der Elantiner fallen zu lassen, aber auch, um in Erfahrung zu bringen, was sie mit seinem Kontaktmann zu schaffen hatte, wem ihre

Treue galt... und um die Antworten auf die Frage nach der Spur der Yīn-Energie zu finden, die hier in der Luft lag.

Das Siegel auf der Schrifttrolle war der Schlüssel für seine Suche.

Zen beugte sich vor. In der Dunkelheit waren die Augen des alten Mannes immer noch offen, das Gesicht in einem Ausdruck der Angst eingefroren. Das Mondlicht bleichte seine Haut schneeweiß – die Hin-Farbe der Trauer.

Zen zog seine Handschuhe wieder an und schloss mit zwei Fingern dem alten Wei die Augen. »Friede deiner Seele«, murmelte er. »Mögest du den Weg nach Hause finden.«

Dann stand er auf, zog seinen schwarzen Caban-Mantel enger um sich und verließ den zerstörten Laden. Innerhalb weniger Sekunden hatten die Schatten ihn verschluckt und er war nur noch eine Silhouette in der Nacht.



KAPITEL 3



*Um die Zukunft zu kennen,
muss man zuerst die Vergangenheit verstehen.*

*Die Analekten des Kontencius
(Klassiker der Gesellschaft), 3:9*

Lan erinnerte sich noch an die genauen Worte, mit denen ihre Mutter ihre Zukunft beschrieben hatte: *Du wirst mir als kaiserlicher Ratgeberin nachfolgen*, hatte sie gesagt, als sie – eingerahmt von dem mit Mustern durchbrochenen Fenster aus Palisanderholz in ihrem Arbeitszimmer – Lan bei ihren Kalligrafieübungen zuschaute. Die Haare ihrer Mutter waren wie schwarze Tusche und ihr Pão aus heller Seide flatterte in der Brise der Frühjahrssonnenwende. *Deine Pflicht ist das Kaiserreich. Du wirst die Schwachen beschützen und die Balance in der Welt finden.*

Das alles war einmal möglich gewesen.

Sie fragte sich, was ihre Mutter denken würde, wenn sie Lan heute sehen könnte.

Die Abendglocken waren schon lange verklungen, als sie endlich im Teehaus ankam. In Hin lautete dessen Name Méitíng Cháguān, in Elantinisch war es als »Rosenpavillon« bekannt. Es stand unterhalb des Königshügels, des reichsten Viertels von Haak'gong, wo sich die Elantiner niedergelassen hatten.

Von dort aus, wo sie jetzt stand, sah Lan die fremden Häuser, die sich den Berg hinaufzogen und die östliche Stadtgrenze bildeten: scharfkantige, mehrgeschossige Gebäude aus Metall und Marmor, die wie bleiche Wächter das eroberte Land vom höchsten Punkt der Stadt aus überwachten. Der Königshügel überragte die König-Alessander-Straße, die früher den Namen Straße der Vier Götter getragen hatte und zum wohlhabendsten Teil von Haak'gong gehörte, mit unzähligen Restaurants, Geschäften und Dienstleistungen, alles erleuchtet vom goldenen Licht der alchemistischen Lampen, von der Abend- bis zur Morgendämmerung.

Der Rest von Haak'gong, der sich unterhalb des Marktes bis zur Bucht der Südlichen Winde erstreckte, verfiel zusehends. Die Menschen verhungerten in verdreckten Slums.

Aber ach, wie sehr die Elantiner die Hin-Kultur bewunderten – so sehr, dass sie das Schönste davon bewahrten und für ihre eigenen Zwecke nutzten.

Ein besseres Beispiel als das Rosenpavillon-Teehaus gab es nicht.

Lan hastete durch die Gasse hinter dem Teehaus, wo in den Rinnsteinen das Fett und die Überreste aus der Küche schwammen. Sie bog um eine Ecke und zog eine dünne Bambustür auf.

Sogleich war sie von dem Geruch nach Gebratenem umgeben, dem heißen Dampf, der aus den Kochtöpfen waberte. Küchenmädchen in grauen Leinenkitteln standen neben der Tür und spülten das Geschirr. Sie riefen nach Lan, als sie an ihnen vorbeistürmte. »Tut mir leid ... 'tschuldige, Li ... bin spät dran ...«

»Habt ihr Mädchen mir wieder in die Töpfe gespuckt?«, donnerte Li, der Koch, dessen rotes und verschwitztes Gesicht hinter einer Dampfwolke auftauchte.

»Nein!«, schrie Lan zurück, wobei sie daran dachte, dass sie noch nicht entschieden hatte, was sie mit ihrem Gewinn machte, den sie in schöner Regelmäßigkeit einstrich, wenn sie die anderen Singmädchen beim »Spuck-in-den-Topf« besiegte. Reiche Damen spielten mit goldgeränderten Karten, die sie in juwelenbesetzten Händen hielten; mittellose Waisen spielten mit gestohlenen Töpfen und geschickten Mündern.

Sie hörte Li ihr etwas nachrufen, fing den Zwiebelkuchen auf, den er ihr an den Kopf warf, und riss sich ein Stück ab. »Danke, Onkel Li!«, rief sie mit vollem Mund, während sie sich unter der Türöffnung durch zur Treppe in den Keller duckte. Dieser Gang war durch eine Wand aus Papier vom großen Speisesaal des Teehauses abgetrennt, aber sie konnte die Gäste reden hören, ebenso wie das Klappern des Bestecks. Im Gang duftete es nach Rosen, das Erkennungszeichen des Teehauses und die Nationalblume der Elantiner. Madam Meng mochte rücksichtslos und unmoralisch sein, aber niemand konnte bestreiten, dass sie eine ausgezeichnete Geschäftsfrau war.

Lan sauste die Treppe hinunter in die Garderobe, wo sie mitten in ihre versammelten Kolleginnen hineinstolperte und eine Welle der Empörung hinter sich herzog. Sie ignorierte alle Proteste, schob sich bis ganz zum anderen Ende des Raums und zog ihren schweißnassen Hanfkittel aus. Dann wusch sie sich mit Seife und kaltem Wasser an einem steinernen Waschbecken. Wütendes Schnauben und ein paar böse Blicke wurden noch in ihre Richtung geschickt, doch innerhalb weniger Augenblicke befassten sich die Singmädchen wieder mit der großen Show des heutigen Abends. Ihre unterschiedlichen Dialekte verbanden sich zu einer Art Vogelgezwitscher.

»Lan-Lan, wo in allen zehn Höllen warst du?«

In dem Spiegel unter dem gelben Lampenlicht tauchte das Bild eines Mädchens auf, in dem sich all das fand, was man bei Lan vermisste: weiche, rosige Wangen, sanfte Rehaugen, kirschrote Lippen, die im Augenblick sorgenvoll geschürzt waren.

Wenn es einen Menschen gab, dem Lan keinen Kummer machen wollte, dann war es Ying'huā – oder Ying, wie sie seit zwölf Zyklen genannt wurde. Nur Ying kannte Lans wahren Namen, den Namen, den sie getragen hatte, bevor die Elantiner gekommen waren und verlangt hatten, alle Hin-Namen auf eine einzige Silbe zu reduzieren. Offenbar waren drei Silben zu lang für diese Heuchler, die sich selbst göttererbärmliche Namen gaben wie Nicholass und Jonasson und Alessander. Lan schlief oft dabei ein, wenn sie die Namen der hochrangigen elantinischen Beamten vor sich hin murmelte und ihre Zunge um die fremdartigen Silben schlängelte, damit sie flüssiger und schneller über ihre Lippen kamen und sie diese Namen zu ihrem eigenen Vorteil nutzen konnte – aber hauptsächlich, um sie in unflätige Lieder einzubauen, die sie sang, während sie die Böden schrubbte.

»Madam hat am Nachmittag kurzfristig noch eine Probe angesetzt«, fuhr Ying tadelnd fort und fing an, Lans Haare mit einer Bürste zu bearbeiten. »Offenbar werden heute einige hochgestellte Persönlichkeiten erwartet. *Königliche Hexer*.« Die letzten beiden Worte sprach sie halb ängstlich, halb ehrfürchtig aus. »Wir haben dich überall gesucht.«

»Wirklich?« Eiskalt zog es durch Lans Adern bei dem Gedanken, einen Befehl von Madam verpasst zu haben. »Hat Madam irgend etwas gesagt?«

»Sie hat nur gefragt, wo du bist. Ich habe mir eine Ausrede einfallen lassen.« Yings Blick wurde scharf, während Lan erleichtert den Atem ausstieß. »Wo warst du?«

»Tut mir leid«, sagte Lan zu ihrer Freundin, klatschte sich wieder

Wasser ins Gesicht und trocknete es mit dem Saum ihres Hanfkit-tels ab. »Nur unten auf dem Markt.«

Ying saugte die Wangen ein und ihre Augen funkelten vor Missbilligung. Ohne ein weiteres Wort holte sie die Abendgarderobe aus der Schublade, die Lan gehörte, und begann, ihrer Freundin beim Ankleiden zu helfen. »Ich weiß nicht, was du immer dort willst«, tadelte sie und zog an einem seidenen Ärmel. »Singmädchen aus dem Teehaus dürfen sich nicht in dieser Gegend sehen lassen oder wir bekommen Ärger. Außerdem ist es da so ... schmutzig. Und deine Haut wird durch die Sonne dunkler – *noch* dunkler. Bald siehst du aus wie jemand von den uralten Clans!«

Lan unterdrückte ein Augenrollen. Ying liebte die weiche Bequemlichkeit und den kleinen Luxus, den das Teehaus bot, aber Lan war viel zu ruhelos. Aber, dachte sie, als sie den Kopf neigte und Rouge auf ihre Wangen und Lippen auftrug, sie hatte gelernt, dass manchmal barmherzige Lügen besser waren als die harte Wahrheit. Sie könnte Ying nie erzählen, warum sie in schöner Regelmäßigkeit – ein paarmal im Monat – zu dem alten Wei ging.

Sie betrachtete ihr Gesicht im Spiegel. Es war dunkler, als Madam Meng es gerne gehabt hätte. Das Schönheitsideal, das die Elantiner von Hin-Frauen erwarteten, umfasste schneeweisse Gesichter und gertenschlanke Figuren – aber Lan konnte nichts dagegen tun, wie sie geboren worden war. Wenn schon, dann wollte sie in den Augen der Weißen Engel wie ein Dorn hervorstechen.

»Was ist dagegen zu sagen?«, erwiderte sie und streckte die Zunge heraus. »Außerdem stammen wir doch alle irgendwie von den Clans ab, nicht wahr?« Selbst nach der Eroberung blieb es für die Hin eine Art Tabu, die Clans zu erwähnen – die neunundneunzig Clans, wie sie früher genannt worden waren. Alles, was Lan über sie wusste, war, dass sie den Frieden und die Stabilität des Mittleren Kaiserreichs bedroht hatten und von Kaiser Yán'lóng niedergeworfen worden waren, der somit die Ordnung und den

Wohlstand geschaffen hatte, der das Letzte Kaiserreich prägte. Die Clans hatten sich aufgelöst, ihre Mitglieder waren untergetaucht und hatten eine gewöhnliche Hin-Identität angenommen, um der Verfolgung durch den Kaiser zu entgehen.

Höchstwahrscheinlich hatten die meisten Hin einen oder zwei Clan-Mitglieder in ihrer Ahnenreihe, ohne es zu wissen.

»Hilfst du mir mit den Augen?«, bat Lan.

Yings Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, als sie Lan den Kajalstift aus der Hand nahm. Ihre Finger waren warm und weich, und behutsam fuhr sie Lans Augenlinie nach. Lan tupfte sich weiter Rouge auf die Lippen und summte dabei.

»Was ist das bloß für ein Lied, das du ständig singst?«, fragte Ying irritiert.

Lan zuckte mit den Schultern. Sie konnte die Melodie nicht einordnen – manchmal hatte sie das Gefühl, sie habe sie eines Nachts geträumt. Dieses Lied war ihr vertraut, solange sie denken konnte. »Wahrscheinlich irgendein altes Schlaflied.«

»Hmm.« Ying lehnte sich nach hinten und betrachtete prüfend ihre Arbeit an Lans Augen. Sie strahlte. »Eines Tages kommt ein reicher Edelmann und heiratet dich vom Fleck weg.«

Lan schnaubte, woraufhin Ying sie in den Arm zwickte. »Ai'yo, das tut weh! Einen gut aussehenden Edelmann zu heiraten, ist *dein* Traum, Ying-Ying.«

»Kannst du bitte mal fünf Sekunden stillhalten? Und ja, es ist wirklich mein Traum.« Yings Stimme klang mit einem Mal gepresst, während sie ein paar lose Strähnen von Lans Haaren feststeckte. »Warum sollte man nicht das Beste aus einer schlechten Lage machen? Ich weiß, du fürchtest dich vor dieser Möglichkeit, aber ich träume davon, eines Tages in die Kammer der Pfirsichblüten zu gehen.«

Lans Inneres verkrampten sich. Die Kammer der Pfirsichblüten war Anlass für so manchen Streit zwischen ihr und Ying. Im Tee-

haus nannte man ihn heimlich den Raum des Vergnügens – ein Bereich im zweiten Stock, den man in Separees unterteilt hatte und in den niemand hineindurfte. Man munkelte, dass eine Nacht in einem Separee einhundert Goldbarren kostete, und wenn ein elantinischer Offizier oder Edelmann die Anwesenheit eines bestimmten Singmädchen dort verlangte, dann bezahlte er nicht für das Separee. Wenn die Auserwählte Glück hatte, übernahm der Käufer auch ihren Vertrag und sie begleitete ihn als sein neuer Besitz.

Wenn nicht, blieb es bei dieser einen Nacht – nach der sie von Madam vor die Tür gesetzt wurde. Niemand wollte eine beschmutzte Blume haben.

Lan, die ihr Gesicht im Spiegel betrachtete – die immer noch feuchten Haare, den Puder und die Schminke auf ihrer Haut –, wusste, dass bei dem gesamten Prozedere das Singmädchen kein Mitspracherecht hatte. Es hatte keine Wahl.

Entweder im Teehaus arbeiten oder auf der Straße verhungern. Einem Elantiner gefallen oder von seiner Hand sterben.

Lan berührte mit einem Finger den kleinen Hanfbeutel mit den getrockneten und zerstoßenen Lilienblüten, den sie immer bei sich trug. Sich dem Geruch der Rosen zu verweigern – der Nationalblume der Elantiner –, war ihr eigener kleiner Akt der Rebellion.

»Irgendwelche Änderungen für heute Abend?«, fragte sie, um das Thema zu wechseln. Die restlichen Singmädchen trugen bereits ihre Kostüme – schimmernde Blüten, die Nacht für Nacht zur Schau gestellt wurden. »Wir geben doch ›Die Ballade des Letzten Kaiserreichs‹ zum Besten, nicht wahr?«

Ying wollte gerade antworten, doch in diesem Moment schnitt eine kalte Stimme mit der Präzision eines Skalpells durch ihre Unterhaltung. »Das wüstest du, wenn du an der Probe teilgenommen hättest.«

Sogleich verstummte das fröhliche Geschnatter der Singmäd-

chen. Die Temperatur in der Garderobe schien um mehrere Grad zu sinken, während sich ein Schatten über die Tür legte.

Madam Mengs Schritte waren weich und sinnlich und sie schwebte mit wehenden Seidengewändern über den Holzboden. Obgleich man allgemein sagte, dass die Schönheit mit der Zeit verblasst, war die Madam des Rosenpavillons so gealtert wie kostbarer Pflaumenwein. Schwarze Haare fielen in weichen Wellen über ihre Schulter und bogen sich dann nach oben zu einer traditionellen Hin-Hochfrisur. In ihrem Gesicht strahlten die schwarz umrandeten Augen und ein blutroter Mund. Als sie leicht den Saum ihres Gewandes anhob, verfing sich das Licht in ihren glitzernden Nagelkrallen aus Metall, so lang und scharf wie bei den Hin-Konkubinen früherer Zeiten.

Wie Haakgong hatten auch Madam Meng und ihr Teehaus die Eroberung durch die Elantiner überstanden. Sie blühten sogar auf, während andere Restaurants und Tavernen in der Umgebung geschlossen und durch Etablissements ersetzt worden waren, die mehr dem Geschmack der Elantiner entsprachen. Madam hatte ihre Schönheit wie eine Waffe eingesetzt und dabei ihren Stolz, die Werte und die Moral eines gefallenen Kaiserreichs hinter sich gelassen; sie war ihren Eroberern direkt in die Arme gelaufen.

Diejenigen, die über sie hätten urteilen können, waren alle tot.

Jetzt stolzierte sie durch die Garderobe wie eine Kaiserin in ihrem Thronsaal, während die Singmädchen eins nach dem anderen »Madam« murmelten, sobald sie an ihnen vorbeiging.

»Soso, sieh mal einer an, wer doch noch aufgetaucht ist«, sagte Madam Meng. Ihre Stimme war zart, kaum mehr als ein Flüstern, aber Lan zuckte zusammen, als hätte man sie angeschrien.

»Bitte verzeiht, Madam, ich ...«

Die Hand der Madam schoss vor und die gekrümmten Nagelkrallen bohrten sich in Lans Oberarm. Lan schluckte ein schmerzvolles Aufkeuchen hinunter; ihr Herz flatterte wie ein Vogel im

Käfig, als sie Madam in die Augen schaute. Sie waren entsetzlich und schwarz wie Obsidian.

»Muss ich dich daran erinnern«, murmelte Madam Meng, »was mit Singmädchen passiert, die es sich hier zu bequem machen?«

Die Nägel stachen, aber Lan kannte Madam: Sie würde es nicht so weit treiben, dass eins ihrer Singmädchen blutete – nicht am Abend der größten Show des gesamten Zyklus.

Lan senkte den Blick. »Nein, Madam. Es wird nicht wieder vorkommen.«

Mit einer plötzlichen Bewegung zuckte Madams Hand hoch, als wollte sie zuschlagen. Lan wich zurück und schloss die Augen, doch im nächsten Moment legten sich die scharfen Nagelkrallen auf ihre Wangen. Madam Meng verletzte ihre Singmädchen nie-mals dort, wo man es sehen konnte.

»Ich erwarte heute Abend absolute Perfektion von dir«, gurrte sie und fuhr mit einem Finger über Lans Wange. Zart betupfte sie eine Stelle in Lans Gesicht und wischte ein paar Puder-körnchen weg. »So. Jetzt siehst du so vollkommen aus wie eine Puppe. Kein Mann wird bei deinem Anblick die scharfsinnige Füchsin vermu-ten, die sich in dir verbirgt.«

Es war bemerkenswert, dass Madams Komplimente meistens wie eine Drohung klangen. Sie drehte sich um und verschwand aus der Garderobe. Zurück blieb nur ein nach Rosen duftender Schrecken.

Irgendwo über ihnen ertönte ein Gong. Die Singmädchen straffen die Schultern; Kostüme wurden glatt gestrichen und seidene Pantoffeln schlurften leise über den Holzboden, als sich die Mäd-chen in einer Reihe an der Tür aufstellten.

Lan warf noch einen letzten Blick auf ihr Spiegelbild. Wie jeden Abend trug sie ihren weißen Qipáo, ein Seidenkleid, das im Ver-gleich mit den prachtvollen Kostümen der anderen Mädchen schlicht und schmucklos wirkte. Aber genau so mochte sie es. Es

war besser, übersehen zu werden wie eine graue Taube, als aus der Menge herauszustechen wie ein Pfau. Sie war die einzige Hauptsängerin der Teehaus-Shows und auf die Rolle der Geschichtenerzählerin abonniert. Vor zehn Zyklen hatte Madam nur einen einzigen Blick auf sie geworfen und erklärt, dass sie keine kostbaren Stoffe an einen »Fuchs aus der Gosse« verschwenden würde.

Aber Lan besaß etwas, das die anderen Mädchen nicht hatten, und zwar eine Stimme, die reiner war als die feinste Jade. Früher schon, als sie als Kind noch hinter einem Wandschirm gesungen hatte, hatte ihr Gesang die Gäste verzaubert; es dauerte nicht lange, da erregten die Vorstellungen im Rosenpavillon die Aufmerksamkeit der elantinischen Generäle und das Geschäft begann zu florieren. Und als Lans Lippen und ihre Brüste voller wurden, bemerkte Madam, dass sie gar nicht so übel aussah: ein schlankes Waisenkind, das eher scharfsinnig als schön wirkte, aber nichtsdestotrotz eine weitere Puppe in der Sammlung des Teehauses.

Lan eilte ans Ende der Reihe, während die Singmädchen beim Klang des zweiten Gongs eins nach dem anderen nach oben stiegen. Hinter dem Wandschirm aus Kirschholz, wo sich die Küche und die Schlafräume befanden, hörte sie bereits die Stimmen im Teehaus. Es schien voll zu sein – passend für den Abend vor Beginn des Zwölften Zyklus der elantinischen Herrschaft.

Ein dritter Gong ertönte, und Madam Mengs schrille Stimme verkündete: »Meine geschätzten Gäste, ich danke euch, dass ihr an diesem so besonderen Abend in den Rosenpavillon gekommen seid. Ich verspreche euch ein unvergleichliches Erlebnis. Heute Abend, zur Feier des Zwölften Zyklus der elantinischen Erleuchtung, präsentiere ich euch ›Die Ballade des Letzten Kaiserreichs‹. Bitte heißtt unsre Singmädchen willkommen!«

In den Ritzen zwischen dem Paravent sah Lan, wie die Mädchen auf die Bühne schwebten, ein Wirbeln und Kreiseln aus Seide und Schleierstoffen. Jedes Kostüm repräsentierte eine andere Figur

aus der Geschichte der Hin – natürlich nach dem Geschmack der Elantiner geschneidert. Es gab die vier Dämonengötter, die grüne Schlange in schimmerndem Smaragd und Jade, das farbenprächtige Qilin mit dem Stirnband aus Hirschgeweih, den Mondhasen mit weichem Fellbesatz und so weiter. Ying war wie immer als magische Lotusblüte in wunderschöne Pink- und Violettöne gekleidet.

»Die Geschichtenerzählerin!«

Auf ihr Stichwort glitt Lan auf die Bühne, wie man es ihr beigebracht hatte. Sie schlängelte sich zwischen den anderen hindurch zur Mitte und musterte das Publikum des Abends. Ein schemenhaftes Gemisch aus bleichen Gesichtern mit Haaren, deren Farben von Weizenblond über Kupfer zu Sandbraun variierten, alle gekleidet in die winterweiße Uniform des elantinischen Militärs, an denen silberne Kragen und Ärmelaufschläge blitzten.

Lan knickste, die Hände an die Hüften gelegt, den Kopf geneigt. Im Aufblicken bemerkte sie einen Kunden, der ganz allein an einem Tisch in der allerersten Reihe saß.

Zunächst war sie überrascht, weil der Mann ein Hin war. In der ersten Reihe standen die teuersten Tische, weil man von dort aus den besten Blick auf die Bühne hatte. Normalerweise waren diese Plätze für die hochrangigen elantinischen Generäle reserviert. Dieser Mann lümmelte sich auf seinem Stuhl aus Palisanderholz, das Kinn sorglos auf eine schwarz behandschuhte Hand gestützt, wie jemand, der eine Sonderbehandlung gewohnt war – jemand von Bedeutung.

Er war der mit Abstand schönste Mann, den Lan jemals gesehen hatte. Ein Schopf mitternachtsschwarzer Haare, nach der Mode der Elantiner zusammengebunden, über einem schmalen, scharf geschnittenen Gesicht, wie Tusche auf Porzellan. Augen so grau wie Rauch, überspannt von geraden schwarzen Brauen, die er kaum merklich zu einem leicht anmaßenden Ausdruck nach oben gezo-

gen hatte. Der Anblick wurde vollendet durch einen unbekümmert wirkenden Mund, dessen Winkel im Augenblick gelangweilt nach unten zeigten. Er trug die Kleidung eines elantinischen Händlers, vielleicht sogar eines Hofbeamten: ein weiches weißes Hemd, einen schwarzen Mantel und schwarze Hosen – kein einziges Fleckchen Farbe war zu sehen.

Ein Hin-Hofhund, dachte Lan; ein Hin, der sein Volk verraten hatte und nun für die elantinische Regierung arbeitete. Ihr Magen machte einen kleinen Hüpfer.

Er schaute sie geradewegs an.

Sie zwang ihr Herz, sich zu beruhigen, und erhob sich aus ihrem Knicks. Dann ging sie an ihren Platz auf der Bühne. Bei jedem Schritt fühlte sie, wie sein Blick ihr folgte. Aber seine Augen ... sie waren weder gierig noch schlüpfrig wie die Blicke der Elantiner, mit denen sie die Singmädchen betrachteten, als wären sie ihre Beute. Stattdessen lag etwas ... Abschätzendes darin.

Lan richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf die anderen Mädchen, die sich bereits am Rand der Bühne versammelt hatten: Wen mit ihrer Bambusflöte, Ning, die ihre fünfsaitige Zither auf dem Schoß hatte, und Rui mit der birnenförmigen Pipa an ihrer Schulter.

Aber als der erste Ton des Liedes erklang, verblasste alles ringsum – der Duft des Tees, die farbenprächtigen Pfingstrosen auf den Tischen, die glänzenden, goldverzierten Wandschirme aus Bambus, die Kunden, die erwartungsvoll auf ihren Stühlen hin und her rutschten. Die Welt zog sich zurück.

Lan fing an zu singen.

Die Melodie lag warm auf ihren Lippen und glitt fließend aus ihr hinaus, wie in einem Traum. Ein Bild stieg vor ihr auf, hell und klar, während das Teehaus in den Hintergrund trat. Heute Abend sah sie einen Abendhimmel, eine mandarinenfarbene Sonne am Rand der Welt, deren Licht einen Wald aus goldenen Lärchen jenseits von eierschalenfarbenen Wänden beschien. Eine Frau lehnte

an einem Mondbogen. Ihre Finger tanzten über die Saiten ihrer Laute und verteilen Musik in die Welt.

Mäma.

Jedes Mal, wenn Lan sang, fühlte es sich an, als wäre ihre Mutter wieder am Leben. Ein Echo ihres Geistes regte sich in Lans Herz und leitete sie.

»Die Ballade des Letzten Kaiserreichs« erzählte die Geschichte der vier Dämonengötter, die aus dem Himmel in die Welt der Sterblichen gefallen waren. Dort herrschten sie mit mächtigen und schrecklichen Kräften, angebetet und gefürchtet von den Hin... und man sagte, dass sie in jeder Dynastie einem einzigen ausgewählten Krieger ihre Macht verliehen, um den Lauf des Schicksals zu verändern.

Und dann, vor etwa hundert Zyklen, verschwanden sie.

Die Ballade selbst war schon vor Tausenden von Zyklen geschrieben worden, von uralten schamanischen Dichtern, behaupteten einige. Die vereinzelten Verse und der traditionelle Prosa-Stil in der Hin-Sprache waren wunderschön. Sogar die elantinische Übersetzung fand Lan erträglich.

*Vor langer Zeit zerbrachen die Himmel
Wie Tränen fielen die Splitter zu Boden
Aus einem Stück Sonne erblühte der Rubinrote Phönix
Eine Scheibe des Mondes wurde zu dem Silbernen Drachen
Sternenscherben bildeten den Azurblauen Tiger
Ein Fetzen der Nacht enthüllte die Schwarze Schildkröte*

Und so ging die Geschichte weiter, eine traurige Mär über ein gefallenes Land, das von seinen Göttern verlassen worden war. Diese Geschichte war den Elantinern vertraut und diente ihnen als willkommene Mahnung, dass – in ihren Augen – das Schicksal des Letzten Kaiserreichs ihnen gehörte.